Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 21 (1931)

Heft: 18

Artikel: Erinnerungen an die Provence

Autor: Schmid-Marti, Frieda

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637192

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

warum macht sich neben dem Sportsmann nicht der Handelsmann und letztens der Privatmann die Einrichtung im weitesten Maße zu Nutze? Die Flugpreise sind nicht mehr unerschwinglich, im Gegenteil, aber der Konservatismus scheint da und dort etwas unüberwindlich. Gute Freunde, Vorteil, Genuß, Erlebnis, alles in höchster Form, und noch verzichten? Ich wenigstens hoffe, ich könne über äußerst viel vom Flugverkehr im Leben noch berichten. —

Erinnerungen an die Provence.

In diesen weißen, winterstillen Tagen durchstreifte ich einmal die Lauben Berns. Grau und liedlos war der Tag, ohne Farbe und Duft, ganz der Eintönigkeit der Jahreszeit ergeben. Es war einer jener Tage, da man von allen Dingen, die einem umgeben, nur den Schein spürt, der Kern ihres Wesens bleibt uns verborgen. — Viele Menschen bewegten sich in den Gassen. Meine Sinne nahmen das Gewimmel der Geschäftigen kaum wahr, noch weniger den Lärm des Verkehrs und die lockenden Schaufensterauslagen. Alles blieb schemenhaft. Nichts rüttelte auf aus der Passivität. — Auf einmal traf meine Nase ein seltsamer Duft. Kaum eine Wahrnehmung, kaum ein flüchtiges Einsaugen des aparten Wohlgeruches, der einem Frauengewand entströmt sein mochte. Und doch, es war genug, Stunde und Stimmung zu wandeln. Witternd hoben sich die Nüstern und schon blühten Erinnerungen aus dem weißen Tag, Erinnerungen, ahnungsvoll und sonnig, daß ich des trüben Tages vergaß.

Es war in Toulon, auf der Heimreise von der Insel Porquerolles, wo wir mitten im Regensommer das Sonnenmärchen erlebt. Noch lag uns die Sonne im Blute, Bild und Form der unvergleichlichen Landschaft in der Seele. Unfaßlich war uns das Scheiden gewesen, und wir spürten noch den seltsamen Druck, der uns wie eine harte Faust im Genick saß. Wir hatten das Meer in allen seinen Stimmungen und Verwandlungen unserem Gedenken eingeprägt: In der morgenfrischen, stillen Unbewegtheit, in der Glut des Mittags, wenn hochgewölbt der blaue, lodernde Himmel sich über seine saphirblaue Unendlichkeit spannte, am Abend, wenn der Tag wie ein Lied in Farben und Tönen der Küste nach verdämmerte, wenn der unergründliche Duft des südlichen Meeres uns einspann. Auch dann, wenn der tobende Mistral seine sausende Peitsche über den Wassern schwang. Alles lag noch unmittelbar in uns.

Unser erster Gang in Toulon galt dem Hafen. Der Abend sollte uns noch einmal zusammenfassend schenken, was wir während drei Wochen genossen wie ein Gottesgeschenk: letzte Sicht auf das abendliche Meer. Eine lange Nachtfahrt sollte uns nachher seinen Gestaden entrücken. — Klar lag die Flotte. Abendstille umwob den Hafen. Nur ein paar rauchende Schlote manöverierender Kriegsschiffe, die schwarze Schwaden schweren Rauches auspafften, störten die Ruhe. Auf der Hafenmauer saßen junge Matrosen. Rekruten in der kleidsamen Uniform, schöne, junge Menschen. — Schlank und schwarz strebten von weißen Hügeln die Zypressen aufwärts in den Himmel. Weißschimmernde Buchten glänzten in der sinkenden Sonne auf. Gigantisch aufspringende Felsen träumten noch vom warmen Tag. Purpurn floß der Damast der goldroten, herbstlich getönten Rebenhänge von den Hügeln nieder. — Wir genossen noch einmal die unvergleichliche Sicht, verharrten, bis der Sonnenball golden in die Flut sank und wandten uns stumm und ergriffen der alten Stadt zu. Wir schlenderten zwischen altertümlichen Häuserreihen aus gelbrotem Gestein. Die Gassen lagen schon im Halbdunkel. Keine grellen Bogenlampen blendeten. Häuser und Brunnen, Gassen und Gärten waren von romantischem Zauber umsponnen. Aus den Mäulern von Tritonen und Delphinen sang der spärliche Strahl niederrauschenden Wassers in die roten, steinernen Becken. — Neben der Opera, im Restaurant l'Abeille, fanden wir ein gutes und vergnügliches Nachtmahl. „Fräulein", wandte ich mich an das graziöse Mädchen, das uns bediente, „können Sie mir sagen, wo man gut und billig Parfum kauft." Denn das war lange schon mein Vorsatz gewesen: Daheim sollten sie mit provençalischen Wohlgerüchen bedacht sein. Das leichtfüßige Mädchen enteilte und kam bald mit der Dame des Hauses, einer schönen Südfranzösin mit wundervollen Augen und einem Teint, dem man gut genug französische Hautpflege anmerkte. „Madame, da gehen Sie am besten zu Mursy in der Rue grottes. Vous savez, Madame, une maison de confiance..." Nach Tisch machten wir uns auf den Weg und fanden auch bald das empfohlene Haus. Reizvoll und einmalig mit echt französischem Raffinement geordnet, war die Auslage, das Schaufenster mit purpurroter Seide ausgeschlagen, die Beleuchtung geschickt angebracht und genau auf den Effekt berechnet. Streng genommen war es kein Spezialgeschäft für Toilettengegenstände, wie man sie bei uns findet. Da lagen wohl herrliche Bürsten, Kämme, Schalen und Dosen, Puder und Cremen in den vornehmsten französischen Marken: Monpelas und Houbigant, Tiver und Coby, aber dazwischen standen wundervolle Porzellangruppen, echtes Sèveres in den berühmten Farben: bleu du roi, rose Dubarry und apfelgrün. Alles: Gruppen, Vasen, Figuren, vielfach nach Modellen berühmter Bildhauer gearbeitet. Alles trug als Kennzeichen der Echtheit die zwei gekreuzten L. Hier offenbarten sich Geschmack und Rasse, ein fremder Charakter, dessen Enträtselung lockte. Mir schien, als sollten hier Berechnungen möglichst hoher Gewinne und Kniffe beim Anpreisen einer Ware nicht Geltung haben. Dieser Mensch — es mußte eine Frau sein — hatte bestimmt keine Krämerseele.

Eine junge Frau in weichem, weißem Kaschmirgewand empfing uns, ein wundervolles Geschöpf, der reine Typus der dunkeläugigen, rassereinen Südfranzösin. Ihre dunkle Haut glich feinem Sammet. Ihre Gestalt war von einer fast unnatürlichen Schlankheit, das Antlitz von einer sanften Melancholie verdunkelt. Zwischen den leise geöffneten Lippen schimmerten weiße Zähne. Ihre Züge hatten einen versonnenen Ausdruck. Haltung und Gebärde waren von selbstverständlicher Anmut. Dunkelbewimperte Augenlider hoben sich langsam über den klarbraunen Augen. Die Frau hatte schöne, ausdrucksvolle Hände, lange, schnelle, edel gebogene Finger, die in spielerischer Geste den kleinen silbernen Rosenkranz berührten, der ihr an feiner, silberner Kette vom Halse fiel. Sie fragte lächelnd nach unserem Begehr. Ich brachte mein Anliegen vor. Da flammten ihre dunklen Augen lebensvoll auf. Sie hob den braunen Arm. Meine Augen folgten jeder ihrer Bewegungen. Aus einer langen Reihe schlankhalsiger Flaschen von edler Form, die dichtgereiht auf hohen Wandregalen standen, griff sie zwei herunter und setzte sie behutsam auf den weißen Marmortisch. Zarte Sommergerüche durchwogten den Raum, der, weiter zurück, hoch und dunkel in violette Dämmerung versank. Es war ein seltsames Gemach mit dunkler Eichendecke. Wunderlich geformte, rote Ampeln verstreuten gleichmäßiges Licht, so daß alle Gegenstände wie mit sanftem Scharlach überrieselt schimmerten. Es war wie Trunkenheit über der Stunde. — „Geben Sie mir die Hände, Madame", dunkel, wie tönendes Erz kam die melodische Stimme. Aus einem winzigen Zerstäuber sprühte der Duftregen: Fleurs de mistral auf die eine Hand, und: un goutte rose de mai auf die andere Hand. Es folgten noch viele Proben. Ich hatte die Wahl. — Duft und Farbe flossen ineinander. Es war wie ein Märchen aus tausend und einer Nacht. — Ich wählte, was die holde Frau mir empfahl: Fleurs de mistral und das herbbittere Fougère von Pivez. Zuletzt noch ein Indiana de Riny. Edel und echt war alles, was aus diesen Händen kam... Wieder folgten meine Augen ihrem Spiel: Behutsam setzten sie die kleinen, leeren Fläschchen, jedes anders und schöner in der Form, auf die goldene Wage, schoben den silbernen Trichter hinein, behutsam, mit unnachahmlicher

Gebärde faßten sie nach den großen Fiolen und ließen die duftenden Essenzen hinüberrinnen, bis die Wage das Zünglein reckte. Lächelnd verkorkte sie die Fläschchen und klebte die Anschriften an, lächelnd wurden sie mir übergeben, aber die Augen der seltsamen Frau blieben dunkel und schwer, wie ein unerforschtes Geheimnis. —

Wir versorgten die lieblichen Düfte der Provence, bedankten uns und wandten uns der Türe zu. Da kamen — wie von weither — noch einmal ihre Augen zu uns. Mit rätselhaftem Blick bot sie uns den Scheidegruß: „Madame, Fleurs de mistral, das ist die Königin aller provençalischen Düfte ....“

Es war so. Süß und bestrickend bleiben Duft und Gedenken an die herrlichen Tage im Sonnenland, auf L'oustaon de dion, das heißt zu deutsch: Haus Gottes, da die Lust wohnt. Frieda Schmid-Marti.

Blumen und stürzende Weiden.

Von Ch. Beaujon.

Es gehört zum guten Ton, daß man im Frühling nach dem Süden fährt, und je nach der Höhe des Bankkontos reicht's zu einer Fahrt im Pullman bis nach Nizza, oder dann nur mit dem Schwarzenburgerli in das Einzugsgebiet des Schwarzwassers, das bekanntlich auch in südlicher Richtung gelegen ist.

Ich habe vor bald 15 Jahren einmal mich über das Schwarzenburgerli lustig gemacht, aber auch eine Eisenbahn hat ihr Puntenöri — sie hat die Beleidigung bitter gerächt! — An einem linden Maienabend nahm ich Abschied von meiner Braut, die im Schulhaus in den Ferien weilte. Pustend stieß die Lokomotive den Rauch in dicken, schwarzen Ballen in die Dämmerung. Der Zug rutschte ächzend auf den Schienen hin und her, sich so zur Abfahrt vorbereitend. Meine lieben Gastwirte drängten zum Abschied, aber lachend rief ich: „Dä wird scho warte bis i chume!“ — — zwei Pfiffe zerrissen meine Sorglosigkeit, wie höhnisches Gelächter zischte und tutete das Bähnchen, und gemächlich verschwand es wackelnd um den Rank. Nun stand ich da im herrlichen, lauen Frühlingsabend, dann wanderte ich los durch die linde Maiennacht und kam müde, elend müde, nach fünfstündiger Wanderschaft nach Hause — und ich tat den großen Schwur: nie mehr ein Bimmelbähnchen auszulachen. Das gute Schwarzenburgerli ist nicht mehr. Es ist den Weg gegangen, den wir alle einmal werden gehen müssen: es ist elektrifiziert worden! Aber demokratisch ist es geblieben, und sogar Fürstlichkeiten müßten auf Holzbänken ins schöne Ländli fahren, weil es eben nur die dritte Klasse führt.

Tausend Schlüsselblümchen haben schon alle Türen geöffnet, durch die der Frühling in Haus und Herz hineinströmt. Die silbrigen Weidenkätzchen sind von Bienen umsummt, Käfer torkeln durch den Anemonenwald, der erste Schmetterling segelt gwundrig von Blume zu Blume, und der Erde entsteigt der herbe Duft des neuen Lebens.

Jubelnd sind wir als Kinder in weiten Sprüngen die Straße hinauf geeilt, die nach Zumholz führt, wo Mutter Pauli mit ihren lieben Augen im gereiften Menschen, der jetzt vor ihr steht, die vertrauten, kindlichen Züge sucht und — lächelnd wiederfindet. Im Frühling ist man ja der Jugend am nächsten, wo nicht nur die Blumen, wo auch die Seelen der Menschen neu erblühn!

Wir wandern frei und leicht der Höhe zu. Durch den Wald, der noch nie so schön war, an den Matten vorüber, die im jungen Grün ersprießen. Fern stehen die Hügel, ganz fern die Berge, die noch das kalte Winterkleid tragen, unter dem das Herz der Erde der Wiedergeburt entgegenpocht. Milken liegt so reizend wie in einem Garten. Von Riffenmatt, wo der Sage nach einmal hilfreiche Zwerge hausten, sieht man ganz hinten im Tal, auf der Höhe, schon fast in den Himmel hineingebaut, die Kirche von Rüschegg. Und die alten Bekannten, der Birrehubel, die Bürglen, der Gantrist, der Ochsen, die stehen alle noch — nur dort hinter dem dunkeln Wald krachen die Bäume zu Boden, zerreißt die Erde, rutscht und stürzt die Weide dem Tobel zu. Kurz nach dem Aeugst-Schulhaus zweigt ein schmaler, steiler Weg ab, der auf die Höhe führt. Schnaufend, mit etwas wackeligen Knien langt man oben an und sieht plötzlich das weite zerrissene Land. In zwei Reihen sind rote Flaggen gesteckt, die mit den Ausgangspunkten und einer hoch im fernen Wald gezeichneten Tanne, die in der Richtung zwischen Haslersweid und dem Lauetli liegt, je eine gerade Linie bilden. Die Beobachtung durch den Wächter, der dort stationiert ist, stellt die Bewegung der roten Flaggen und damit der Rutschung fest. Zu Beginn der Katastrophe war die Bewegung beängstigend rasch. In den Häusern krachten die Wände, in den Wäldern ächzten die Tannen. Jetzt steht die Erde fast still — nur ein Fähnlein hat um weniges die Linie überschritten.

Der erste Ueberblick schon ist trostlos. Das Weidland ist zerfurcht. In breiten Längs- und Querspalten haben sich Seen gebildet, aus denen die Wipfel der Bäume ragen. Vorsichtig überschreiten wir das Gelände, das sich immer weiter ausdehnt, dessen Risse tiefer und breiter werden, wo unter den Füßen das Wasser gurgelt und weiterfrißt. Hier ist ein Erdeinsturz, in den man bequem eine kleinere Villa stellen könnte; dort ist eine unerklärliche Pressung. Häuser sind dem Einsturz nahe, Bäume sind zerrissen und der Länge nach bis in die Hälfte hinauf gespalten, Felsblöcke sind auseinandergesprengt — gewaltig muß die Naturkraft sein, die hier am Werke ist. Wo nie ein Bach war, stürzt rauschend wildes Wasser dem Tobel zu. Die Betonplatte vor dem mittleren Bauernhause ist in viele Stücke zersplittert, die Rückwand ist von der drängenden Erdmasse in spitzem Winkel eingedrückt. Aus dem Giebel der Staatsröli, des höchstgelegenen Hauses, schauen Butzenscheibchen in den Frühlingshimmel hinauf. Vor der Stalltüre liegt Frida Ulrichs Schreibheft, vergessen in der drängenden Hast alles zu retten, was noch zu retten war. An die schräge Hauswand gelehnt schauen wir das traurige Bild, schauen wir über die Matten, die letzten Sommer noch so saftiges Futter trugen, so viele Blumen, weiße, rote, gelbe und blaue Blumen. Im Bogen gehen wir der Berglehne entlang, dem Ursprung des Rutschgebietes. Immer phantastischer werden die Formen, immer neue Gebilde wachsen aus der gequälten Erde. Kreuz und quer liegen Bäume am Boden oder neigen sich hilflos-ergeben der Erde zu. Eine Tanne ist mitten entzwei gespalten, und einen schönen, alten Baum hat der Erdrutsch zwanzig Meter vom frühern Standort weggeschleppt — die armdicken Wurzeln sind zerfetzt, zerrissen, und hell leuchten die Bruchflächen aus dem eklig-glitschigen Lehm. Aus einer Höhle, in der das Wasser gurgelt, droht ein Krokodilsrachen, ein Wurzelstock, den die Urgewalt in dieses gräßliche Untier verwandelt. Aber auf einem schmalen Rasenband, das sich am Rande eines metertiefen Absturzes ängstlich festhält, blüht weißer und blauer Krokus leuchtend über das weite Trümmerfeld, glüht es goldig-warm aus der Tiefe der Blumenkelche. Und während in der Tröhli die Weiden stürzen, träumt dort weit „hinter der Egg“ das Gantristseeli dem Frühling entgegen, recken die Bergtannen stolz sich empor.

Wie ein guter, alter Freund kommt der Abend und mahnt zur Heimkehr. Nach dem Abschied im gastlichen Rüschegger Pfarrhaus, von wo der Blick das ganze, weitgedehnte Gebiet der Kirchgemeinde umfaßt, wandern wir auf schier endloser Straße über Rüscheggraben, Riggisberg nach Mühlethurnen. Dann sinken wir müde und schlummerselig in das „Polster“ des Drittklaßcoupés. Es geht nach Haus!